

Neue Schweizer Lyrik

Autor(en): **A.S.**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

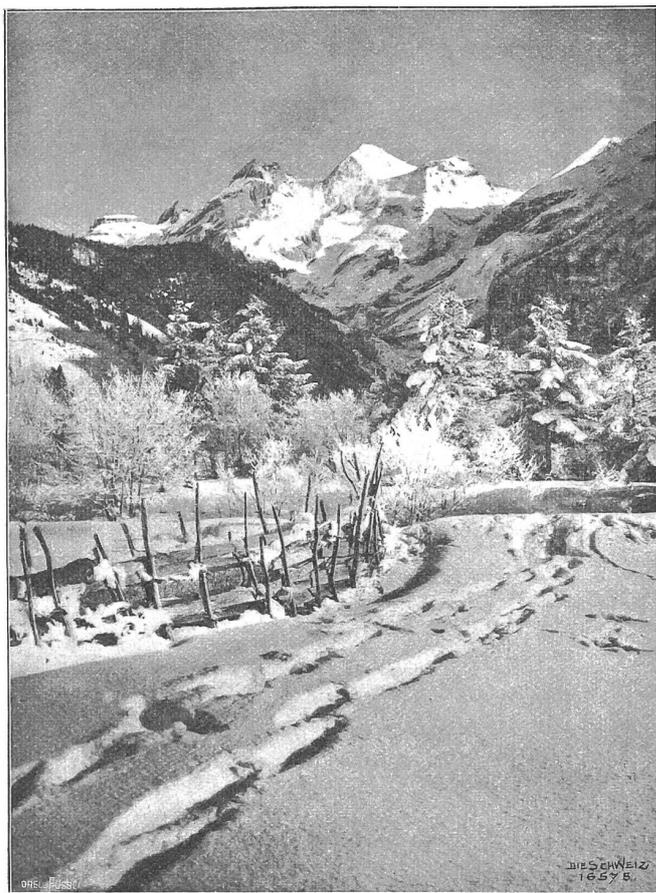
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Winterstudie aus dem Kandertal (Phot. A. Krenn, Zürich).

Neue Schweizer-Lyrik.

Wieder haben einheimische Sänger die Saiten der Liedkunst gestimmt und geschlagen, und ihre stimmungsfrohen und gefühlvollen Weisen ziehen hinaus in Vaterland und Fremde und grüßen vertraute Freunde und ferne Weiten! Da lauscht auch unser Ohr gern wieder den Klängen der Heimatkunst und freut sich, wenn sie uns viel Schönes und Eigenartiges bringen. Diesmal sind es drei völlig verschieden geartete Dichternaturen, deren Schöpfungen uns hier einen Augenblick beschäftigen sollen, auf daß im ewig wechselnden Geschäftsgetriebe des Alltags die Gedanken unserer Leser auch wieder einmal Zeit finden mögen, zu den idealen Lebensgütern, den Gaben künstlerischer Schaffensfreude abzuschweifen!

Da hat uns zunächst der junge thurgauische Dichter Paul Jig, der den Lesern dieser Zeitschrift als Lyriker und als Verfasser des bedeutenden Romans „Lebensdrang“ (1905) gewiß keine unbekannte Größe mehr ist, eine neue Probe seines Talentes gegeben. Jigs neue Gabe ist ein Buch „Gedichte“^{*)}, und es ist, wie es nicht anders zu erwarten stand, eine völlig Jigsche Schöpfung, ein Kranz von Spiegelbildern und Wiederhallen dieser eigenartigen Dichternatur, wie sie lebt und leidet in all ihren schwinbelnden Höhen und schaurigen Tiefen. Denn wir dürfen uns durch die formichöne, so kraftvoll dahinrauschende Gestalt von Sprache und Rhythmus dieser Lieder nicht

betören oder irreführen lassen; darunter bergen sich noch die verzerrten Mienen wilden Daseinskampfes, die ernsten Blicke tiefer Trauerstunden oder die gellende Lache toll und jubelnd durchlebter Freudentage oder die süße, heimwehfranke Stimmung, die das Herzweh heiliger Nächte den Liebesträumen und der Jugendsehnsucht bereitet! — Mit vollem Recht hat die so reichhaltige und vielgestaltige Liedkunst Jigs diese neuen Zeugnisse ihres kraftvollen, überraschenden Könnens mit dem Goetheischen Motto

„Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde“

gekrönt. Es ist etwas Echtes, Urwüchsiges, Elementar-Massenhaftes in diesen Metamorphosen der Jigschen Poesiezustände, diesem ruhelosen Werden und Vergehen, diesem ewigen Sterben und Wiederauferstehen. Das Allgemein-Typische im Naturleben und Menschendasein findet in Jigs Persönlichkeit und Eigenart eine wirkungsvolle und bedeutende Resonanz, einen weitausstrahlenden, originellen Reflex. Warmblütig und heiß pochen die Pulse in diesen Liedern selbst da, wo sie durch philosophisches Sichversenken in Schicksalsfragen unter starrer, reglos-kühler Hülle objektiver Betrachtung sich zu bergen und zu schlummern scheinen. Ein starker subjektiver Gefühlston, wie der Klang einer in den Meeresstiefen versunkenen Glocke, dringt uns stets, unheimlich und geisterhaft emporhallend und mahnend, mit mächtigem Rufe aus diesen Dichtungen entgegen. Doch wir wollen uns, ohne allzuviel von den intimen Schönheiten dieser Gedichtsammlung vorzeitig der lauschenden Menge preiszugeben, zu einem kleinen Rundgang durch diese heiligen Hallen poesieverklärter Lebenskunst rüsten. Nicht immer gelingt es der Jigschen Muse, ihre Bekenntnisse in eine frei fließende, ungezwungen sich auslebende Form zu gießen. Manchmal macht sich eine gewisse Sprödigkeit der Ausgestaltung, ein Verhalten sein des Letzten, Innersten, was wohl gern noch gefanden wäre, bemerkbar; aber selbst diese nicht absolut untadeligen Eigenschaften einiger dieser Dichtungen tragen ihrerseits wieder nur dazu bei, das Persönliche, das Eigenartige ihres Schöpfers umso markanter und einleuchtender zu bezeichnen. Und warum uns an schillernden, fremdartig anmutenden Muschelgebilden nicht auch ergötzen, selbst wenn es die bekannten köstlichen Perlen in Fülle zu schöpfen gibt?

In der ersten Gruppe seiner Lieder „Unterwegs und Daheim“ finden wir die gelungenen Weisen „Der schöne Tag“, „Lebensdrang“^{*)}, „Carmen“, die prächtigen Stücke „Das Fernrohr“, „Winzerfest“^{**)}, „Am heimatlichen Ufer“ und vor allem das kleine, aber bedeutungsvolle Liedchen:

Vom Grunde.

Auf allen Wegen trieb's ihn zu stehn,
Vor Gärten und goldenen Gittern,
Nach Blumen und feinen Frauen zu sehn,
Im Herzen ein Zagen und Zittern.

Der Bettelbub haute ein Königschloß
Mit kleinen bemalten Steinen,
War recht ein verträumter Sonnensproß —
Sein Sinnes zerfloß in Weinen.

Die zweite Reihe „Liebesblätter“ bringt zunächst die prachtvollen, tief empfundenen „Lieder vom Leben und Sterben“ (I—IV), den graufigen „Totentanz“ und das treffliche Nachtgemälde „Nachts in der Weltstadt“, sowie eine Anzahl sehr eigengearteter, warmblütiger Stimmungsbilder, über denen noch der frische Hauch und der zarte Duft eines unvergeßlichen

^{*)} Berlin, Verlag von Wegandt & Gröben (G. R. Sarasin), 1907. Geb. Mf. 3.—, geb. Mf. 4.—.

^{*)} Vgl. „Die Schweiz“ IX 1905, 192.
^{**)} Vgl. „Die Schweiz“ X 1906, 484.

Erlebnisses schwebt: „Sorgenfinder“, „Die ungelebten Zeiten“ und „Abschied“. Und als reizvolles Glied beschließt diese Perlenkette das unvergleichlich liebliche Volkslied „Am Brunnen“, dem wir recht bald einen verständnisvollen und ebenbürtigen Vertoner wünschen möchten. In der „Natur und Seele“ über-schriebenen Abteilung begegnen wir dann der schönen „Dämmerung“ und dem „Herbstganga“, sowie den aus der Tiefe der Seele geschöpften, wunderherrlichen und ergreifenden „Sommer-nachtgedanken“, einem feinen Gewebe neuer, romantischer Natur-begehung mit dem wonnevoll-sehnsüchtigen Ausklang:

Du liebe Torheit, kindlich reines Ahnen,
 O kehrest du noch einmal bei mir ein!
 Ich zöge wieder meine alten Bahnen,
 Die Brust verwirrt von holden Schwärmerein.
 Vor meinem Fenster flüfter's in den Kronen,
 Das Mondlicht rieselt auf das Blättergrün ...
 Ob tief im Walde wirklich Geister wohnen
 Und ihre Neigen ziehn beim Sternenglühn?

Die vierte Gruppe der „Gedanken und Gestalten“ be-ginnt vielversprechend mit den beiden eigenartigen Gedichten „Abenteurer“ und „Der gute Wirt“; sie bietet außerdem die von kampffrohem und satirischem Geiste zeugenden Stücke „Mit die Modernen“ und „Heines Denkmal“*). Auch Nietzsche wird seiner Bedeutung als „bahnbrechendes Geisteslicht“ ent-sprechend in begeisterten Versen von Igg gefeiert, und mit den Dichtungen „Moses' Tod“ und „Arnold Winkelried“, sowie dem seltsam-unheimlichen „Kreuz im Walde“ hat uns der Dichter talentvolle Proben seiner Beherrschung auch des historischen Liedes und des Balladenstils gegeben. Zu unserer Freude be-gegnen wir hier auch, freilich in glücklich veränderter Fassung, der schon früher veröffentlichten, herrlichen Widmung an Arthur Schopenhauer, dem Gedicht: „Die stille Stunde“. Nicht weniger vielfach, empfindungstief und für Igg's Wesen sprechend und bedeutsam ist „Versäumtes Glück“, neben dem eben genannten das schönste Gedicht dieser Abteilung. (Schluß folgt).

*) Vgl. „Die Schweiz“ X 1906, 100.

Ein Winterziel in der Ostschweiz.

Mit Abbildung.

Wenn es unter den größern Schweizerstädten eine gibt, die an sich und mit ihrer Landschaft für die Wanderlust im Winter fast mehr zur Geltung kommt als wie im Sommer, so ist es St. Gallen mit seiner Hochaltrömantik und den leuch-tenden Ostfalten des appenzellischen Berglands. Wohl träumt der Sommer märchenstill im einsam tiefen Tal der Sitter, wohl weidet sich das Auge am saftigen Grün vom Hügel-gelände überm See bis hinauf zu Gäbris und Rajen, jenem Grün, das ein Alexander von Humboldt als das schönste der Welt erklärt hat. Wohl gibt es kein Lied, das dem Kind und dem Freund dieses abgesonderten Stückes Hochland so trau-lichen Zauber weckt wie das nah und weit umhallende Herden-geläut. Den größten Zug und den glänzenden Pomp bringt ihm erst der Winter, der hier oben noch sein ganzes Regiment führt, wo im Unterland Nebel und grüne Weihnacht und Dunkel, Schmutz und Nässe regieren. Da bietet die Gallusstadt ein prachtvoll großes Bild, in der Einheitlichkeit ihrer Töne, die nur aus dem Weiß des Schnees und dem Schwarz und dem Kristall des Tannwalds und aus Sonne gemacht sind. Farben, bunte Farben kennt nur der Himmel. Aber Welch ein Studium für den, der sie zählen will. Weiß liegt die Stadt bis ins Bett der Straße hinab, muß doch der Schnee gehütet wer-den für die Schlitten der Appen-zeller, für die Milchmannen und die Ballenfahren des Gewerbe-fleißes, und auf dem Schnee tollt sich das Schlittengeröll. Weiß liegt die Stadt; es schweigt das kunter-bunte Chaos seiner alten und neuen und neuesten Fassaden, de-ren ruckloser Widerstreit in der farbigen Jahreszeit so vielfach das Auge beleidigt. Und wie die Häu-fermassen der Stadt diskret ver-schwimmen im großen Weiß, so verlieren sich meist die kleinen und kleinsten braunen, grauen, schwar-zen Häuslein und Stäbel an den Berghängen des „Ländli“, wenn nicht das Strahlenfeuer eines Sonnengrußes aus ihren Fenster-reihen bricht und sie weithin weißt und aufleuchten läßt, daß es die

Augen kaum ertragen können. Und vollends, wie das glänzt und gleist, das winterliche Hochgebirg im Süden und Osten!

Das scheint denn auch der richtige Augenblick, auf die be-deutende Verbesserung hinzuweisen, welche die Verbindung St. Gallens mit den Höhen um den Gäbris, mit dem ganzen schönen Osten des Appenzellerlandes erfahren hat durch die elektrische Bahn St. Gallen-Trogen-Speicher. Die endlose kalte Postfahrt, die bisher einen guten Teil des Tages weggenommen hat, gehört seit den letzten Jahren der Vergangenheit an. Die Fahrt von der Stadt aufs Terrain ist für die Schlitten- und Skifahrer zur Kleinigkeit geworden. Die halbe Stunde zur Weißegg hinauf wird kaum als Ermüdung gelten, ob auch die Sonne dermaßen das Geleite geben kann, daß mehr als einer hemdärmlich an seinem Mößlein zieht. Und oben winkt, was schon allein die kurze Mühe reichlich lohnt: da blickt durch die Paßluke kein Geringerer als der Säntis herein, der un-ferer Höhe in seiner ganzen Herrlichkeit grad gegenüber steht. Ein Start, auf dem mans nicht eilig hat mit der Aoreife! Ein Bild, eine Verheißung, ein Magnet, der uns, kaum unten, gleich wieder hinanzieht!

Wers nicht mehr mit dem Sport hält, mag derweil unten



Kandersteg mit Blümlisalp im Winter (Phot. A. Krenn, Zürich).